Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 7

Artikel: Die gegenwärtige Kulturbedeutung einer theologischen Fakultät
Autor: Bernoulli, Carl Albrecht
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-760006

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die gegenwärtige Kulturbedeutung einer theologischen Fakultät

Von Carl Albrecht Bernoulli

Vor bald dreißig Jahren wurde von einem theologischen Dozenten an der Basler Universität in einem besondern Buche nachgewiesen, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit Religion auf zwei Schienen laufe, einer dogmatisch gefühlsmäßigen und einer im letzten Grunde irgendwie künstlerischen, was zu einer doppelten Methode führe, welche die Theologie in ihrem nach außen hin einheitlichen Bestande enthalte, eine Methode, die kirchlich zu heißen habe, und eine zweite Methode, die vom Schriftprinzip unabhängig und dem religiösen Phänomen in seiner weitesten Erscheinung zugewendet vielleicht eben doch als die im engeren Sinne wissenschaftliche anzusprechen sei. An jenem Buche wurde damals ziemlich allgemein beanstandet – einmal dass es hinter das Ansehen des Berliner Schulhauptes Adolf Harnack ein kleines, wahrhaft damals noch recht schüchtern sich geberdendes Fragezeichen zu setzen wagte – und sodann, dass es eine Entwicklung der Theologie ansagte, die sich zwangsläufig herausbilden müsse, als eine Abkehr von der Verpflichtung auf die durch die Bibelkritik herauspräparierte sogenannte « geschichtliche Wahrheit ». Diese souveräne Gleichgültigkeit gegen die Ergebnisse der biblischen Philologie und Historie, vor einem Menschenalter noch als äußerste Ketzerei einer akademisch geaichten Gottesgelahrtheit verpönt, ist heute zum *dernier cri* der jüngsten und modernsten Theologie geworden (ziemlich genau so, wie ich es in jenem von mir 1897 veröffentlichten Buche vorhergesagt habe). Es war wirklich nicht zu verkennen, wie sehr zu allen Zeiten die protestantische Lehre zwar sich von der Forschung mit derjenigen Zukost versehen ließ, die ihr für ihren Tagesbedarf bekömmlich schien; aber die eigentliche Speise war immer und musste bleiben die Schriftauslegung nach der Intuition des unmittelbaren Trostbedürfnisses. Sofern nun durch kritische Erläuterung dieses Trostbedürfnis gesichtet und gestärkt wurde, war solche Erläuterung stets willkommen; aber jede Schmälerung der seelischen Speise, wie sie aus Bibel und Glaubenslehre den evangelischen Christen sättigen, wird von einer wirklich lebendigen protestantischen Kirche instinktiv abgewiesen, sobald ihr Bedürfnis nach einem wankellosen Glauben durch den Druck der Zeiten ins Steigen gerät. Diese schweren Zeiten sind nicht ausgeblieben, und so hat auch die Wandlung des theologischen Interesses im

Sinne einer zunehmenden Missachtung der Forschung nicht auf sich warten lassen. Es war das für jeden, der sich die Unbefangenheit zu wahren verstand, unschwer vorauszusehen, und ich habe mit meiner damaligen Ansage vollkommen recht behalten.

Die Kirche hat sich selbständiger gemacht und ist dadurch gegen sich selbst furchtloser und ehrlicher geworden. Sie macht sich doch jetzt nichts mehr vor über die angebliche Unentbehrlichkeit der Kritik für ihren Glauben. Das ist eine Erleichterung, die sehr ihre Nachteile hat (worüber ich noch unten rede), aber eben eine solche elementare Notwendigkeit für das Fortbestehen des evangelischen Glaubens in einer kirchlichen Form, dass über den Preis nicht zu feilschen war. Es ist ein gebürtiger Basler Theologe, wenn er auch hier weder studiert noch gelehrt hat, mit dessen Namen diese energische Abschüttelung der kritischen Fron und der entschlossene Durchbruch zurück auf einen streng kirchlichen Boden verknüpft bleiben wird: Dr. Karl Barth, Professor der Dogmatik an der Universität zu Münster in Westfalen. Er wird heute unwidersprochen als der « einflussreichste Theologe Deutschlands » bezeichnet, ein Titel, den nun noch bei Lebzeiten Adolf von Harnack hat an ihn verlieren müssen. Barth trat ihm entgegen vor etwa fünf Jahren auf einem zu Harnacks Ehren von Hunderten seiner dankbaren Schweizer Schüler veranstalteten Theologentag in Aarau, und nach einer kurzen Auseinandersetzung hinterher noch im Hause eines Theologen erfolgte zu Basel die persönliche Trennung. Damit traten aber auch zwei tragende Prinzipien auseinander. Harnacks theologisches Schriftprinzip lautete: der gläubige Christ soll nur fortfahren, seine Bibel zu lesen wie bisher, denn auch der kritische Theologe vermöge sie im Grunde nicht anders zu lesen. Ohne vermutlich diese spezielle Formulierung zu berücksichtigen, lehnte Barth nun diesen ganzen Standpunkt als unerträglich ab; er erschien ihm mit Recht viel zu halbschürig und spielerisch, um ein wirklich ernsthaftes Glaubensleben zu tragen. Er verwies deshalb die bisher geforderte Bindung an die laufende Kritik unter die konfessionellen Allotria (oder « Adiaphora »), mit denen es jeder halten möge, wie ihn dünke – dafür schob er das Schriftprinzip und die Bindung an das Bibelwort aus dem Bereiche der kritischen Tagesergebnisse, die ja doch immer schwanken, mit entschlossenem Stoße weg und rückte sie hinüber auf den festen Glaubensgrund der frommen Intuition, die für die fruchtbringende Bibellektüre des Protestanten immer unter einem sehr einfachen, sehr naheliegenden Zeichen gestanden hat, entweder der persönlichen Furcht oder der persönlichen Hoffnung. Die Reformation hat dem

Volk die Bibel in seiner eigenen Sprache in die Hand gelegt und ihm gesagt: Das ist das Buch der Sünde und der Gnade – siehe zu, ob dir daraus der erzürnte oder der gnädige Gott entgegentritt! So stand und steht der evangelische Glaube zu seiner Heiligen Schrift – und das ist natürlich ein völlig anderes Verhältnis zum Bibelwort, als es der Religionsforscher unterhält, so ernste Absichten er mit seinen Untersuchungen verfolgt; und so sehr er selber unter metaphysischen Bedürfnissen und Einsichten stehen mag, unter dem protestantischen Fundamentaldogma des Schriftprinzips – nur in ihr sei die Wahrheit, nur in ihr das Heil! – steht er nicht mehr. Dies mit völlig redlichem Sinne auf dem Erlebniswege erkannt und diese Erkenntnis mannhaft in eine bekennende Tat umgesetzt zu haben, ist jenes Verdienst theologischer Wahrhaftigkeit, das den inzwischen eingetretenen großen Erfolg der Barthschen Stellungnahme hinreichend erklärt und aufdeckt. Und um die Gegenprobe nicht zu übersehen, ist zu erwähnen, dass Barths entschlossene Rückkehr zu den reformatorischen Glaubensprinzipien, wonach Gottes Wort unvermittelt zu dem empfänglichen Leser spreche, ohne Dazwischenrede der «Närrin Vernunft», auch auf katholischer Seite durchaus ernst genommen wird. Ein scharfsichtiger Jesuitenpater hat offen in einer Rezension erklärt: Harnack sei nie eine Gefahr für die römische Kirche gewesen, aber Karl Barth sei nun eine!

Wir haben indessen auch die Nachteile nicht zu verbergen, die ein solches radikales Überbordwerfen der kritischen Prinzipien zur Folge hat. Es droht eine neue Orthodoxie Platz zu greifen, wenn dieser Standpunkt systematisch ausgebaut und zu einer schulmäßigen Lehrposition erhoben wird. Von diesem Schicksal ist diese neue Theologie, die sich anfänglich recht revolutionär anließ, heute schon unverkennbar erfasst. Die herzbefreiende Vereinfachung, die zu sein sie versprach, kann offenbar nur erreicht werden um den Zoll einer gleichzeitigen Erstarrung. Sie ist gewarnt worden. Ja mehr als das, die Gefühle, mit denen die durch die aufstrebende Schule Barths und seiner Gesinnungsgenossen etwas stillgestellte und auf die Seite gedrängte ehemalige Harnack-Theologie, um die Kreise der um die *Christliche Welt* sich scharenden «modernen» Theologen mit einem runden und persönlich gefärbten Ausdruck zu belegen, die Entwicklung ihrer Gegenbewegung beobachtet, grenzen an Befriedigung und sind vielleicht sogar nicht allzuweit von Schadenfreude entfernt. «Seht ihr, so geht's», – hört man die alten, aus der wissenschaftlichen und ethischen Schulung Albrecht Ritschls hervorgegangenen Gelehrten und Geistlichen sprechen, «es fängt mit Aufbegehren an und endet in Scholastik. Es ist der Sprung des gelenkigen Jongleurs über den

geraden, allseitig sichtbaren und von uns mit großer Mühe und Überlegung hergestellten Weg der weisen Mitte, – jene unsere jungen Gegner aber umtanzen uns erst auf der linken und nun auf der rechten Flanke, fürwahr kein Grund für uns, um von dem alten, geraden Mittelweg, der uns vorgezeichnet ist, abzugehen.» In der Tat, der moderne Kurs einer «Politik Gottes», wie man die Bewegung nicht nur der Barthschen, sondern auch der mit ihr mehr oder weniger verwandten Kutterschen, Ragazschen, Albert Schweitzerschen, Tillichschen, Maurenbrecherschen usw. Strömung kurzerhand bezeichnen kann, hat die Vorzüge aber auch gar sehr die Nachteile einer vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, auf das persönliche Temperament gestellten Weltanschauung, während in den Bahnen der *Christlichen Welt* eine gewisse Stetigkeit des Kulturniveaus gewährleistet wird, das nicht sehr hoch zu liegen braucht, wenn es nur nicht beständig schwankt und zwischen den Extremen hin und her pendelt. Wichtiger als diese unverkennbaren und in gewisser Hinsicht sogar unüberbrückbaren Gegensätze zwischen den beiden «modernen» Theologien ist nun aber ihre trotz allem nicht zu leugnende Gemeinsamkeit und ihr elementares Zusammengehören, sobald man sie modernen gnostischen und chiliastischen Bestrebungen, als da sind anthroposophische Christengemeinschaft, Ernste Bibelforscher, Christian Science usw., gegenüberstellt. Bei diesen letzteren bekanntlich sehr rührigen und erfolgreichen Religionsbildungen gibt die Selbsterlösung des Geistes auf dem Wege des Willensaufwandes den Ausschlag, während sowohl die «Harnackiden» als die «Barthianer» – wohlverstanden nur abkürzende Ausdrücke ohne ironischen Beigeschmack! – durchaus und im auszeichnenden Sinne akademischen Charakter haben; beide suchen die Lösung der Religionsprobleme auf der Ebene humanistischer Bildung durchzuführen und rechnen es sich unbedingt zum Stolze an, Theologen zu heißen. Im Sinne und unter der Voraussetzung, dass mit der Zugehörigkeit zur Theologie eine positive Kulturbetätigung zu verstehen sei, sind auch die nachfolgenden Unterscheidungen zwischen der Schule Harnacks und Barths angeboten. Ich hebe das hervor, obschon mir die äußerste Skepsis, mit denen Franz Overbeck den Theologen Kulturechtheit ausdrücklich abspricht, gewiss nicht fremd ist und ich in diesem unbarmherzigen Zweifel auch den einzig möglichen Standpunkt erblicken müsste, sobald durch theologischen Unverstand ein wissenschaftlicher Beurteiler der religiösen Erscheinungen in Geschichte und Psychologie, der außerhalb des Schriftprinzips und des dogmatischen Eingottglaubens, im übrigen aber unter einer ausgesprochen metaphysischen Einstellung den erforderlichen

Kenntnisausweis anbietet, seinen guten Willen verkannt und sich in eine polemische Stellungnahme gedrängt sähe. Hier sei indessen nun vertrauensvoll der große Einfluss einer protestantischen Universitätstheologie gerade auf den gegenwärtigen, von mannigfaltigen Gefahren bedrohten Kulturverlauf zugegeben, und sei damit eingeräumt, dass diese « moderne » Theologie in ihrer Gesamtheit (Harnackanhang, Barthanhang samt allen übrigen) ein Anrecht darauf hat, von solchen, die sich ihr nicht einzureihen vermochten, in ihren positiven Ansprüchen gewürdigt zu werden. Daran soll es denn auch keineswegs fehlen; nur muss man auch bei der Theologie ein nicht zu geringes Maß in der Kunst der Selbsterkenntnis annehmen dürfen, wobei man auch mit vorläufigen Ansätzen dazu gerne vorlieb nimmt – denn niemand, sei es nun ein Individualleib, sei es eine Körperschaft, fällt etwas schwerer als, gegenüber andern, die eigenen Grenzen einzugestehen. Und da ist nun zweifellos der eigentlichen, bereits in einem historischen Sinne modernen Theologie Ritschlscher Observanz unbedingt die Ehre des Vortritts und auch die breitere Grundlage zuzusprechen. Aus ihrem « Kulturchristentum », wie man es nennen darf, haben sich die heutigen evangelischen « Gottespolitiker » herausreagiert, und zwar geschah das aus einem Missvergnügen und auch einem Verlangen nach tieferen Befriedigungen des protestantischen Gemeinschaftsgefühls. Die junge protestantische « Gottespolitik» ist also durchaus eine Abhängigkeitserscheinung innerhalb den Ausläufern der Ritschlschen Theologie oder vielmehr der Marburger Schülerschaft Wilhelm Hermanns, übrigens auch meines hochgeschätzten Lehrers. Ohne diesen kein Karl Barth!

Overbecks prinzipielle Geringschätzung aller Theologie beruht auf einer sehr scharfsichtigen und rein unpolemisch betrachtet wohl auch zutreffenden Auffassung: er sieht in der Theologie keine wesenhaft religiöse, sondern nur eine vermittelnde, vertreibende geistige Tätigkeit. Von der ernstgemeinten Selbsteinschätzung der Theologie kommt das (immer natürlich die aggressive Art Overbecks in Abzug gebracht) gar nicht so weitab zu liegen. Unterscheidet sie doch sich selbst mit Entschiedenheit von allem unmittelbaren Offenbarungsempfang, den sie der echten Prophetie zuweist. Die anpreisende Verkündigung eines Gutes, das sie nicht selbst hervorgebracht hat, kann natürlich nur unter einem absichtlich verkleinernden Gesichtswinkel mit feilbietendem Unterhändlertum verglichen werden. Aber der Gedanke, religiöse Vermittlung zu sein, unter Überwindung vorhandener Parteigegensätze, hat sich in der Theologie des neunzehnten Jahrhunderts, die in ihrer Gesamtheit und namentlich

auch als Erzeugerin der wissenschaftlichen Bibelkritik als eine Großtat deutscher Kultur anzusehen ist, seine fruchtbringendste Wirkung erwiesen. Nicht so glücklich ist, grundsätzlich bewertet, der Glaube einer Gottesherrschaft an Stelle einer sauerteigartig allesdurchdringenden Verständigung. Insofern ist man versucht, zu sagen, die sogenannte Vermittlungstheologie sei abgelöst worden durch eine mit nicht geringerem Recht so zu nennende *Verlegenheits-*, wenn nicht gar *Verzweiflungstheologie*. Denn der Machtwille, der auf dem Wege der organisierten Überzeugung in der Theologie sich Durchbruch verschafft, steht an Wert unter dem persönlichen Erlebnismoment, das die Theologie Ritschls und Hermanns trug. Und doch ist es gerade ein solches Erlebnismoment gewesen, das einen mannhaften und redlichen Geist wie Karl Barth zum « Abfall » von jenen bewog. Aber von dieser eigenen Herzenswärme abgesehen, ist der wissenschaftliche Unterbau seiner apologetischen Ziele nicht mit seinem religiösen Erleben verkittet, sondern auf dialektischem Wege mit der kalten Hand mehr nur zum äußern Ausweise ziemlich von fern herbeigeholt.

Ich habe die heutige Lage der protestantischen Theologie für die Kultur in ihrer entscheidenden Seite dargelegt, nämlich nach ihrem zentralen Lehrgehalt. Damit ist zugleich das Arbeitsgebiet einer theologischen Fakultät unserer Tage in seinem wesentlichen Teile umschrieben. In diesem Sinne vertritt sie denn auch die lehrfähigen Interessen des Protestantismus vor der staatlichen und kulturellen Öffentlichkeit. Ebendeshalb aber lässt sich ihr vorwiegend kirchlicher Charakter nicht verkennen. Er darf auch nicht angetastet werden, wenn man den zur Zeit möglichen Höchstwert dieser historischen Institution nicht zu Unrecht schmälern will. Würde sie aufgehoben, so müsste man auch gleich so aufrichtig sein, zuzugestehen, dass der Schlag gegen die protestantische Kirche die zugehörige Volksgemeinschaft treffe. Diese an sich richtige und unantastbare Erkenntnis darf dann aber nicht zu einem Missbrauch durch die kirchlichen Instinkte führen. Es ist von geschlossenen Glaubensverbänden (z. B. den evangelischen Jugendvereinen) die schroffe Forderung nach einer rundweg gläubigen Fakultät erhoben worden; es sei ein Unsinn, öffentliche Mittel aufzuwenden für die Ausbildung von Glaubensbeamten, wenn die betreffende Körperschaft den Glauben, zu dessen Verbreitung sie vorbereite, nicht als solchen selber besitze. Ja, was eines gewürzten Beigeschmacks nicht entbehrt, auf der Universität selbst, im Munde der « Kollegen von der andern Fakultät », wird man nicht allzuselten der durchaus aufrichtig empfundenen Meinung begegnen, das

Wissen besorgten die übrigen Disziplinen zur Genüge, die Theologen hätten nicht nur das Vorrecht, sondern die Pflicht, zu glauben, d.h. die Kritik sei dem «Ordo venerabilis» wenn nicht erlassen oder gar verboten, so doch seinem gefühlsmäßigen Belieben anheimgestellt. Wahrscheinlich wird es aber nun kaum einen an einer Universität habilitierten Theologen geben, und mag er durch seine persönliche Überzeugung ohne Vorbehalt auf kirchlichem Boden sich befinden, der die von ihm verlangte Verabschiedung eines kritischen Sinnes nicht als eine an ihn gestellte Zumutung ohne weiteres Besinnen von sich wiese. Im Gegensatz zu den erwähnten Volks- und Laiengefühlen wird denn auch der Wert einer theologischen Fakultät tatsächlich in ihrem Zusatz an Zweifel und Unglauben bestehen. Natürlich nicht im Unglauben als Rohstoff, wohl aber in seiner Verwertung und der ehrlichen Auseinandersetzung mit ihm, die zu seiner Beseitigung und Überwindung im Lehrsystem führen soll.

Ich habe stets gegen meinen Lehrer Overbeck den Standpunkt vertreten, und er hat mich gewähren lassen, – dass die von ihm aufgewiesene Achillesferse keineswegs jeden, der sie erkenne, aufs Gewissen verpflichte, nun auch die tödliche Waffe gegen sie zu führen. Vielmehr scheint mir auch eine andere Beurteilung der Theologie mit einem weitgehenden Unglauben und der in ihm enthaltenen gesteigerten Wahrheitsverlangen heute jedenfalls vereinbar zu sein, als dass man das Wesen der Theologie nur in ihrem anfechtbaren, der Verwundung preisgegebenen Beschaffenheit erblickte. Und ich glaube mich damit keineswegs einfach einer humanitätstriefenden Toleranz ausgeliefert zu haben. Vielmehr nehme ich die Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts wahr, das neben dem freien Denken des achtzehnten Jahrhunderts auch dem freien Fühlen unantastbare Hoheitsrechte zugesteht. Und so wird auch für die Bewertung einer theologischen Fakultät ein gefühlsmäßiges Moment den Ausschlag geben, das ich noch kurz folgendermaßen bezeichnen möchte: zur Zeit der völligen und auch noch der überwiegenden Orthodoxie war eine theologische Fakultät vor allem eine für die öffentliche Auffassung von staatlicher Wohlfahrt nützliche Einrichtung, etwa wie eine Konservenbüchse, in die nahrhafte Dinge solange luftdicht verlötet bleiben, bis sie eben für die Lebensbedürfnisse als Genussmittel Verwendung finden. Heutzutage kann aber, auf ihre idealen Möglichkeiten hin bewertet, eine theologische Fakultät sich in ein nicht weniger nützliches, nun aber sehr feines, auf das komplizierteste, ja raffinierteste zusammengesetztes und doch sehr einleuchtendes, selbstverständliches, überzeugendes Messinstrument verwandeln. Der wägende und abmessende Wert liegt dann

aber nicht in der einzelnen Forscherpersönlichkeit und ihren individuellen Leistungen, sondern in der Gesamtfunktion, wonach denn auch die Bezeichnung Fakultät, d. h. « Vermögen », zu einem lebendigen Sinne gelangt. Und dieser Sinn läge dann darin, dass jedes Fakultätsmitglied eben auf seine persönliche Weise die kritische Verpflichtung betreibt, der eine unter äußerster Wahrung seines Glaubens, indem er nur eben Textvarianten und Lesarten pflegt oder auch auf metrische Formen und auf die Gedankengefüge der seinen Glauben tragenden Heilsurkunden eingeht und so seinen Zweifel, seine Neugier, ja sagen wir ruhig seinen Unglauben auf das ihm zuträgliche Maß dosiert. Damit sage ich gewiss nichts neues, denn seit hundert Jahren ist das in zunehmendem Maße die Signatur der protestantischen Fakultäten überhaupt geworden. Wesentlich für ihr Bestehen ist aber geblieben das lebendige Vorhandensein des Protestantismus als Konfession im öffentlichen Staatsgefüge, und solange dieses nicht in Trümmer geht, ist es ganz unsinnig, an eine Verwandlung aus theologischen in pure religionswissenschaftliche Lehrkörper zu denken. Dass aber der mehrheitliche Kern einer solchen Fakultät in ihrem Schoße Einzelvertiefungen auch außerhalb des Schriftprinzips und des Eingottglaubens zur Ausnahme nicht ausschließt, ist eine Lebensfrage, die, wo sie sich stellt, nur von Fall zu Fall zu entscheiden ist. Es wird dann darauf ankommen, ob eine solche unkirchliche Lehrkraft das ihrige dazu beiträgt, dass im Hinblick auf lebendige Religion eine theologische Fakultät zu einer richtig zeigenden Seelenwage wird, also zu einem Zeitmesser, der die göttlichen Symptome auch wirklich anmeldet!

Die Theologen werden eine solche Auffassung ihrer akademischen Vertretung für undurchführbar und verstiegen halten. Mit einigem, was ich hier äußerte, werden sie einverstanden sein, anderes aber ablehnen. Sie lassen sich wie bei allem so auch bei der Beurteilung ihrer eigenen Existenz nur auf eine ethische Begründungsweise ein, und gerne erlaube ich mir hier noch die sympathische Erklärung folgen zu lassen, die mir von zuständigster Seite als Antwort auf obige Ansichten zuteil wurde: « So ist für mich, » schrieb mir der betreffende gelehrte Herr Kollege, « die bestehende Wissenschaft überhaupt, nicht nur die theologische, ihrem idealen Wesen nach so innig mit dem Wesen des Christentums verknüpft, dass ich beide nicht als Gegensätze empfinde, sondern als Schosse aus einer Wurzel. Aber dieses Urteil hängt natürlich davon ab, wie man Wissenschaft treibt. Für mich bedeutet sie selbstverleugnende Hingabe an den Stoff, das Objekt, und selbstlose Hingabe ist für mich auch der Kern des Christentums. » Gewiss bedeutet Selbsthingebung diejenige

Charakterhälfte, auf der auch echte Religion allein Wurzel zu schlagen vermag. Aber ob das ganze Geschäft rücksichtsloser wissenschaftlicher Erkenntnis dem christlichen Glauben wirklich so gar keinen Abbruch tut, wie es die Grundannahme der Ritschlschen Theologie haben möchte, wird immer der eigentliche Streitgegenstand einer Meinungsverschiedenheit bilden, die dem herkömmlichen Gerede von Glauben und Unglauben zur Unterlage dient. Meine eigene Ansicht, die ein nie erlahmendes Interesse an diesen Dingen in nunmehr einem vollen Menschenalter sich bilden konnte, wird wohl immer dahin gehen, dass eine theologische Fakultät ihre eigene Kraft und Gesundheit nicht am schlechtesten betätigt, wenn sie eine an der kirchlichen Praxis unbeteiligte Religionswissenschaft nicht einfach als unvermeidliche, aufdringliche Einmischung beklagt und duldet. Eine minderheitliche Vertretung, sei es kritischen Unglaubens, sei es mystischer Metaphysik, wird nur geeignet sein, ihr intellektuales Gewissen, das ihr beim Gedanken der Zugehörigkeit zu einer Universität doch zu schlagen nicht aufhören darf, zu kräftigen.